

Frode Grytten

Ein ehrliches
Angebot

Roman

NAGEL & KIMCHE

N & K
Nagel & Kimche eBook

Frode Grytten

Ein ehrliches Angebot

Roman

Aus dem Norwegischen von Ina Kronenberger

Nagel & Kimche

Die Publikation der Übersetzung erfolgt mit
freundlicher Unterstützung von NORLA

Titel der Originalausgabe: *Saganatt*
2011 Forlaget Oktober, Oslo

Die norwegische Ausgabe enthält einen weiteren
Romanteil mit dem Titel *Den åttende dagen*, der sich
vornehmlich mit norwegischer Politik beschäftigt

ISBN 978-3-312-00545-1

© 2012 Nagel & Kimche im Carl Hanser Verlag
München

Herstellung: Andrea Mogwitz und Rainald Schwarz
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann
E-Book-Konvertierung: Beltz Bad Langensalza GmbH

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele
andere Informationen finden Sie unter [www.hanser-
literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)
Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/HanserLiteraturverlage oder
folgen Sie uns auf Twitter:
www.twitter.com/hanserliteratur

Alle Personen in diesem Buch sind frei erfunden,
die historischen Ereignisse jedoch, die ihr Handeln
und
ihre Haltung bestimmen, sind äußerst real.

Morgen ist Montag

Der Polizist fragt, wohin ich will. Nach Schweden, antworte ich. Schnaps und Wurst?, sagt er und amüsiert sich über seinen Witz. Sein Gesicht ist von der Kälte weiß. Schneeflocken hängen an seinen Augenbrauen und an der Uniform. Er sagt, wegen eines Unfalls gebe es eine Umleitung über Eidsvåg. Drei Autos seien auf der glatten Fahrbahn zusammengestoßen. Wäre schon traurig, wenn hier für mich Endstation wäre, wenn ich nicht weiterkäme als ein paar hundert Meter in die Welt hinaus. Wenn er wüsste, der Polizist. Er hätte fragen können, was ich in meinem Koffer habe, und ich hätte wahrheitsgemäß geantwortet: *ein Fotoalbum*. Das hätte ihn sicherlich gewundert, aber um zu tieferer Erkenntnis zu gelangen, wären mehr Informationen nötig gewesen. So ist es, Informationen sind lebenswichtig. Man muss mehr wissen, alles wissen, muss alle verfügbaren Informationen in sich aufnehmen, und von all diesen Informationen kann man sein Handeln abhängig machen. Hätte mich der Polizist beispielsweise gebeten, das Handschuhfach aufzumachen, hätte er die Pistole gesehen. Dann hätte er mehr Informationen gehabt, vielleicht nicht genug, aber ausreichend, um fortzufahren. Erst dann hätte ich ihm zu guter Polizeiarbeit gratulieren können. Ausgezeichneter Job, junger Mann, Kompliment. Der Polizist sagt, bei dem Wetter würde er so eine weite Fahrt nicht auf sich nehmen. Ich danke ihm für seine Anteilnahme. Er hat

natürlich recht. Den ganzen Tag über habe ich den Wetterbericht gehört und gedacht, jetzt klart es auf, aber es hat einfach immer weitergeschneit.

Ich will einen Mann entführen, sage ich. Er lächelt. Einen Schweden?, fragt er. Ja, das ist der Plan, sage ich. Dann verstehe ich, dass Sie es eilig haben. Der Polizist tut so, als wäre das Ganze ein Scherz zwischen uns beiden. Ich sage nichts. Haben Sie eine Waffe?, fragt er. Ja, antworte ich. In diesem Koffer? Nein, im Koffer liegt mein Fotoalbum. Na klar, sagt er. Der Polizist lacht. Er sieht nur einen alten Mann mit Brille und Hut, einen Mann mit einem Koffer auf dem Beifahrersitz. Wer ist der Auserwählte?, will er wissen. Der Auserwählte?, frage ich. Ja, wer ist das Opfer? Ingvar Kamprad, antworte ich. Der IKEA-Chef? Ich nicke. Hat man Ihnen die falschen Schrauben mitgegeben? Er wünscht mir Glück und winkt meinen Saab weiter. Armleuchter. Ich lasse den Motor wieder an, fahre weiter durch den Schnee. Der Polizeiwagen verschwindet aus dem Rückspiegel, das Blaulicht ist weg. Ich habe alle Zeit der Welt, ganz ruhig fahren, nicht zu schnell, nicht zu langsam. Der Mond kommt hinter den Wolken hervor, löst sich von den schneebedeckten Bergen. Gern hätte ich noch ein wenig gewartet, ich habe mir den Wetterbericht angehört in der Hoffnung, die Passstraßen seien geschlossen, man komme von hier nicht weg. Dabei wurde mir klar, dass ich mir eigentlich eine

Entschuldigung wünschte. Um meine hasserfüllten Gedanken ausmustern zu können, das war's.

Entschuldigungen habe ich nie gemocht. Das ist nicht mein Stil. Im Laden habe ich gelernt, dass man sagen muss, was Sache ist. Es ist erst wenige Tage her, da habe ich meinen eigenen Enkel zurechtgewiesen, weil er mich niemals anruft. Er habe versucht, mich anzurufen, hat er geantwortet. Daraufhin sagte ich: Hast du versucht, den Hörer abzunehmen, und deine Arme haben dich im Stich gelassen?

Das Licht der Straßenlaternen streicht über die Karosserie. Ich fahre an Häusern und Schneemännern vorbei, an zugeschneiten Autos, in Kälte eingepackte Trampoline. Im Radio haben sie gesagt, wir steuerten auf einen Rekordwinter zu. Am Nachmittag musste ich aufs Dach, um Schnee zu schippen. In einem monotonen Singsang habe ich die Schaufel hin und her bewegt. Das Haus ist so gebaut, dass ich, sobald ich mich der Kante näherte, in die erleuchteten Zimmer schauen konnte. Ich sah ein Sofa, einen Tisch, Lampen, einen Fernseher, eine aufgeschlagene Zeitung. Ich stand auf dem Dach meines eigenen Hauses, und alles war mir fremd, als würde ein anderer dort unten wohnen.

Am Freitag habe ich mich von meinem letzten Jugendfreund verabschiedet. Samuels Sarg war von einer dünnen Schneeschicht bedeckt, als er in die Erde versenkt wurde, die Totengräber mussten erst

stundenlang Schnee geschippt haben, bevor sie die Grube ausheben konnten. Dort hinein verschwand Samuel mit seinem steifen Bein, seinen punktierten Lungen und seinem Kopf, der mir immer ein Rätsel bleiben wird. Seit seiner Kindheit hat Samuel putzige Tischuhren entworfen, das Haus quoll über von diesen Tischuhren, fein säuberlich und genau gezeichnet, kleine Kunstwerke in sich. Ein Leben lang hatte er sich darauf vorbereitet, diese Uhren zu bauen, aber er fing nicht damit an, und am Ende war auch für Samuel die Zeit vorbei. Er starb bei einer kalten Dusche in einem öffentlichen Bad in Bergen, brach auf den braunen Fliesen zusammen. Darauf war ich am allerwenigsten vorbereitet, dass allen anderen vor mir die Puste ausgeht. Nein, das hatte ich mir so nicht vorgestellt. Ich bin ja nicht uralt. Erst als Samuel in der Grube verschwunden war, begannen meine Tränen zu fließen. Sie flossen langsam in dem Schneetreiben, ich trauerte nicht so sehr um Samuel, sondern vor allem um mich. Ich stand an Samuels Grab, meiner Freunde beraubt, meiner eigenen Geschichte beraubt.

Um gleich zur Sache zu kommen, als ich mit meinem Schirm dort stand, kam eine schwarzgekleidete Frau auf mich zu. Sie berührte mich am Arm und fragte, ob ich Harold sei. Ich habe keine Erklärung für mein Handeln, und ich habe nicht vor, unvernünftige Entscheidungen zu rechtfertigen, aber ich habe sie zu mir nach Hause eingeladen. Es schneite kräftig, und

dieser Frau am Grab war jämmerlich kalt. Ich hatte Ellen Reiss seit mindestens 45 Jahren nicht mehr gesehen, zu diesem Ergebnis kamen wir jedenfalls später am Abend über einer Flasche Wein. Wir stießen auf Samuel und die Jugend an, stießen auf damals an, als Ellen Reiss unwiderstehlich war und ich ein Mann, der alles zu verlieren hatte. Ich hatte gerade Marny gefunden, und Ellen Reiss kam für mich nicht in Frage. Ich hatte Marny zum ersten Mal im Friseursalon in Bergen gesehen. Sie sollten die Haare nach hinten kämmen, sagte Marny, das würde Ihnen stehen. Sie massierte mir die Kopfhaut, schnitt mir die Haare und kämmte sie nach hinten, bevor ich meinen Hut nahm und in den Regen hinausging. Später fragte ich immer nach Marny, wenn ich mir einen Termin holte. Ich hätte gern einen Termin bei Marny Kolås, sagte ich am Telefon. Marny massierte mir die Kopfhaut, schnitt mir die Haare und kämmte sie nach hinten. Eines Tages wollte ich wissen, ob sie gern ins Kino ging. Das konnte sie bejahen.

Nach unserer Hochzeit arbeitete Marny im Laden, von früh bis spät saß sie mit einer Brille, die ihre schönen Augen verbarg, am Schreibtisch. Besorg dir Kontaktlinsen, Liebes, sagte ich später zu ihr, ich will deine schönen Augen sehen. Das war das Leben, das ich geführt hatte. Das sagte ich zu Ellen Reiss. Das war das Leben, das ich führen wollte. In der Liebe gehe es nur um eines, sagte ich zu Ellen Reiss, in der

Reichweite seines Herzens zu sein. Manchmal war man es, manchmal nicht. Du musst dich zur richtigen Zeit in die Reichweite deines Herzens begeben. Meine Güte, am Freitagabend hob ich Ellen Reiss' trauernden Unterrock hoch, nach all diesen Jahren, sie trug eine Menge Unterwäsche, für die ich keine Worte kannte, aber ich spürte, wie es zwischen den Fingern kribbelte. Sie hatte die Initiative ergriffen, als sie zur Kaffeezeit ihre Hand auf meinen Hosenlatz legte. Du warst schon damals chic gekleidet, hatte sie gesagt. Ich kann mich an fast nichts erinnern, nur dass ich halbherzig in Ellen Reiss herumgefuehrwerkt habe. Ich weiß nur, dass ich Stunden zuvor gedacht hatte, sollte Ellen Reiss mein Glied in sich hineinstecken, wäre es nicht von Bedeutung, ich habe nichts mehr zu verlieren. Während sie sich über das Ecksofa beugte, dachte ich an Marny, ich dachte an Marny, während meine Hoden an Ellen Reiss' Po klatschten. Jetzt befand sich Marny außerhalb der Reichweite meines Herzens, und Ellen Reiss befand sich innerhalb. Sie blieb über Nacht, und das Einzige, woran ich denken konnte, als ich aufwachte, war: Das hier ist Marnys Bett. Das hier ist Marnys Bett.

Heute Nachmittag auf dem Dach hatte es sich angefühlt, als wäre von meinem Leben unter mir nichts mehr da. Warum trampelte ich dort oben herum? Was wollte ich sichern, wenn ich Schnee schaufelte? Ich machte beim Schneeschippen eine Pause und beschloss, ein für alle Mal aufzugeben. Vom Dach aus

hatte ich einen guten Blick auf die Nachbarschaft.
Meinen Stadtteil, Åsane. Licht blitzte aus den Fenstern,
hier und da sah ich Menschen, aber die meisten Häuser
strahlten eher Einsamkeit aus, etwas Kaltes,
Abweisendes. Ich sagte mir, dass das die Häuser sein
mussten, die man vom Flugzeugfenster aus sah, wenn
man spätabends auf dem Landeanflug war.
Lichterketten unter dir, merkwürdige Muster, umgeben
von schwarzem Nichts. Hier, wo ich mein ganzes Leben
verbracht habe. Jetzt fahre ich weg aus einem Stadtteil,
der für mich dahinzusiechen begonnen hatte. Neue
Häuser überall, eins sieht aus wie das andere. Ich sehe
die Lichter, die Terrassen, die Bushaltestellen, ich sehe
das Licht in den Fenstern, aber ich weiß nichts mehr
über die Menschen. Dieser Ort hat sich innerhalb
weniger Jahrzehnte verwandelt, von Ackerland zu
Umland, von Dorf zu Vorstadt. Die Träume sind
weggezogen. Die Leute schlugen morgens lächelnd die
Augen auf. Früher konnte ich sagen, welche Träume in
welcher Straße wohnten, in welchem Haus. Ich hatte
erkannt, dass es möglich war, die Erwartungen der
Leute zu erfüllen, und ich war der richtige Mann dafür.
Ich brachte Åsane und seiner Umgebung das Glück. Ich
fuhr durch die Gegend und lieferte das Glück aus. Ich
klingelte, stapfte ins Haus, verteilte das Glück auf dem
Boden und an den Wänden, packte Jubel und Freude
aus. Ich montierte ein Leben in Sorglosigkeit in
norwegischen Heimen.

Was noch? Lange kannte ich die Entwicklung in nahezu allen Familien, überall standen die Türen einen Spaltbreit offen. Ich war die Hand, die ein Sofa auf den Boden stellte, ein Regal in den Partykeller, ein Bett ins Kinderzimmer. Bitte schön! Nehmt das Glück in Gebrauch. Was noch? Die Zahlungsfähigkeit. Ich wusste, wer zahlen konnte und wer einen Kredit brauchte. Was noch? Die Kinder. Ich wusste, wer auf die Welt gekommen war, wer in welches Haus gehörte. Wenn ich heute durch Åsane fahre, sehe ich, was einmal war. Nachmittage am Grill, Abende mit Longdrinks. Ich sehe zwei Mädchen, die auf dem warmen Gehweg sitzen, ich sehe einen Fernseher mit der Mondlandung in Schwarzweiß. Koteletts zum Abendessen, die auf der Küchenzeile bereitstehen. Eine Runde Minigolf. Marny, die auf ihrem Lieblingssessel unter dem Licht der Lampe ruht. Meine Jungen, die im Baum sitzen und die oberen Äste schütteln, sie haben Angst, jemand könnte uns sehen, aber ich lache und ermuntere sie zum Weitermachen, damit ich das Herbstlaub zusammenfegen kann. Oje, wie sentimental. Ich darf nicht schrumpfen und zerbrechen. Fahren, fahren, hinein in den Winter. Ich sitze auf dem kalten Fahrersitz, sehe, wie sich die Welt vor meinen Augen entrollt. Das Licht der Straßenlaternen kommt mir entgegen. Der Saab fährt weiter, ein geduldiger schwarzer Körper in all dem Weiß. Kilometer für Kilometer nähere ich mich meinem Ziel, und während

ich auf der Schwelle zu meiner Auslöschung stehe,
gelingt es mir, ein anderer zu werden, einer, der sogar
die Polizei an der Nase herumführen kann. Nicht so
schlecht, das muss man zugeben.

Ich schreibe mich im Hardanger Hotel unter meinem richtigen Namen ein: *Harold M. Lunde*. Ich benutze einen Blackbird. Ein schöner Füller, mein Füller, er passt vom Stil her nicht in dieses Hotel. Mit diesem Füller hätte ich besser den Namen eines anderen Mannes eingetragen, das ist mir klar. Dann könnte die Dame an der Rezeption aufgeregt zu den Journalisten sagen, ja doch, Harold M. Lunde hat in jener Nacht bei uns geschlafen, aber er hat sich unter falschem Namen eingeschrieben, ich habe sofort gemerkt, dass was mit ihm nicht stimmt, wissen Sie, in diesem Job lernt man die Menschen kennen. Willkommen, Herr Lunde!, sagt die Dame und sieht mich nicht. Sie sieht nur ein Sumpfloch in der Wüste. Hier links ist der Fahrstuhl, und dann ist es der vierte Stock, Zimmer 409, sagt sie. Gute Nacht, Herr Lunde! Im Zimmer knipse ich das Licht an, dann schalte ich den Fernseher ein, um das ewige Gemurmel in meinem Kopf zu beenden. Aber ich hatte diesen Zirkus vergessen, die Olympiade in Lillehammer. Alle Kanäle zeigen prächtige Säugetiere, die sich als Skispringer betätigen. Ich bin noch nie gern Ski gelaufen, bin sonntags lieber in den Laden gegangen, habe aufgeräumt, Papierkram erledigt, die ausgestellten Möbel verrückt. Vielleicht lief im Hintergrund der Fernseher, aber der Skisport hat mich wirklich nie interessiert. Ich schalte den Fernseher wieder aus. Ich will nicht ins Detail gehen, aber

Hotelzimmer versetzen mich längst nicht mehr in Hochstimmung.

Es gab eine Zeit, da bin ich mit einem Lied auf den Lippen zu Möbelmessen gefahren. Ein neues Zimmer, ein neues Bett, eine unverbrauchte Aussicht. Den Koffer aufmachen, Schuhe, Hemden, Anzüge in Schränke und Regale verteilen. Ein Buch auf den Nachttisch legen, immer hatte ich ein Buch dabei, immer kam ich mit dem ungelesenen Buch zurück. Dabei las ich so gern. Damals konnte ich mit dem größten Eifer loslassen. Ich liebte dieses Leben. Zu Messen fahren. Vertreter im Büro empfangen. Neue Möbel bei den Fabrikanten bestellen. Auspacken, kontrollieren, dass alles in Ordnung war. Putzen, leimen und lackieren, was kaputt war. Es kam vor, dass Marny zu den Messen mitkam, und wenn ihr ein Hotelzimmer nicht gefiel, sagte sie: Du weißt, was du versprochen hast? Ja, ich habe es nicht vergessen, lächelte ich. Marnys Wunsch in der Hochzeitsnacht war es gewesen, dass ich sie eines Tages in ein Fünf-Sterne-Hotel in New York einladen sollte. Versprichst du mir das?, hatte sie gefragt. Was hätte ich antworten können außer: *Ja, Liebes*. Was verspricht man nicht alles in der Hochzeitsnacht, wenn man glücklich im warmen Bett liegt mit der Frau, die man liebt? Ich war zur Tatzeit ja nicht zurechnungsfähig. Ich musste das Versprechen halten, auch wenn viele Jahre ins Land gezogen waren, ja, die Tage rasten nur so vorbei, wir bekamen Kinder,

wir arbeiteten und mühten uns ab, im Laden und daheim, wir waren gesund und guter Dinge, wir waren erschöpft und krank, wir gingen sogar in Konkurs, aber ich musste mein Versprechen halten, ich konnte mich schließlich nicht den menschlichen Anstandsregeln entziehen.

Mit dem letzten Rest Geld aus der Firma kaufte ich Flugtickets und buchte ein Hotelzimmer. Gab es eine bessere Verwendungsmöglichkeit für das Geld? Hätte ich es den Gläubigern geben sollen, damit sie noch mehr Geld für teuren Cognac zum Kaffee ausgeben konnten? An einem Tag im Oktober vor vier Jahren packten wir die Koffer und fuhren los. Ich fürchtete das Schlimmste, ich träumte von dunklen, überfüllten Straßen, von Lärm und Menschen, die nach Schweiß rochen. Aber *The Mark* lag in der Madison Avenue, ganz dicht am Central Park. Wir bekamen eine Suite im 15. Stock, herrliche Zimmer mit italienischen Möbeln, alles von Fachleuten zusammengestellt, ansprechend und elegant. Vom Nordfenster aus sahen wir die Bäume im Park und alles, was sich schon langsam gelb färbte. Ich liebe Hotels, sagte Marny. Fünf-Sterne-Hotels zumindest, sagte ich.

Ich nehme den Telefonhörer vom Apparat. Er ist kalt in meiner Hand. Eine Frauenstimme meldet sich. Ich sage, mir sei bewusst, dass es schon spät sei, aber könne sie vielleicht nachsehen, ob Marny Lunde wach sei, und falls sie wach sei, würde ich gern mit ihr

sprechen. Es gefällt ihnen nicht, dass ich anrufe. Aber sie ist *meine* Frau, nicht ihre. Das sage ich, wenn sie protestieren. Sie ist meine Frau. Ich höre, wie die Frau den Hörer weglegt, dann höre ich, wie sich ihre Schritte vom Telefon entfernen. Ich glaube jedenfalls, dass ich das höre, ich bilde es mir jedes Mal ein, wenn ich Marny am Abend anrufe. Es gibt nichts Melancholischeres als das Geräusch von Schritten auf dem Fußboden eines öffentlichen Gebäudes im Hörer. Ich war schon so oft da. Das hier sind ihre Schritte vom Stationszimmer den Gang entlang zu Marnys Zimmer, vorsichtiges Klopfen, leises Öffnen der Tür, ein Blick auf Marny, ihren Kopf auf dem Kissen, die geschlossenen Augen, der Geruch von Kampfer und Arznei im Zimmer. Hallo, sagt die Frau am anderen Ende, Frau Lunde schläft schon. Aha, sage ich, dann rufe ich morgen wieder an. In Ordnung. Gute Nacht. Ja, gute Nacht.

Ich schlafe ein, wache auf, schlafe wieder ein, träume. Ich träume, dass ein alter Mann auf mir liegt und tot ist. Er ist dürftig gekleidet und hat eine mächtige Alkoholfahne, die nicht sehr frisch riecht. Ich liege unter ihm und bin nackt, ich habe keine Ahnung, wie er auf mir gelandet ist, ich muss mich jedenfalls gedulden, bis jemand kommt, um ihn zu entfernen. Aber der Mann ist im Begriff, allen Sauerstoff aus mir herauszupressen, ich spüre den regennassen Trenchcoat, die Sägespäne unter den Beinen, irgendwo

weit weg bellt ein Hund. Ich werde wach, bleibe liegen. Das Zimmer ist eiskalt. Ich glaube, ich habe Fieber. Die gedämpften Hotelgeräusche vermischen sich mit den Fahrgeräuschen von draußen. Ich muss aufstehen, auf die Beine kommen, bevor mich jemand für tot erklärt. Als wir noch den Laden hatten, bin ich aufgestanden, sobald der Wecker klingelte. Aufstehen, duschen, den Anzug anziehen, sich im Spiegel betrachten. In der Morgendämmerung zum Laden laufen, durch die milden Sommermorgen, die regnerischen Novembertage. Eine Viertelstunde zum Laden laufen, um 8:00 Uhr aufschließen, genau eine Stunde haben, bevor die Türen aufgehen. Eine Stunde, um sich zu orientieren, Kaffee aufzusetzen, am Schreibtisch zu sitzen, Büroarbeit zu erledigen, bevor der Tag richtig anbricht. Auf die Kunden warten, die den Laden füllen sollten, diesen gemischten Chor, der jeden Tag hereinkam, wenn die Türen aufgingen. Jeden Morgen hing die Zeit leicht und luftig über mir. Jeden Tag ging es mit mir aufwärts.

Die Frau unten an der Rezeption sagt, sie könne mich im Computer nicht finden. Sie behauptet, ich hätte nicht eingingecheckt. Es ist dieselbe Frau, die gestern Abend hier war, sie trägt sogar denselben Schal um den Hals. Sie erinnert sich nicht an mich. Das ist ja komisch, sagt sie. Ja, das ist komisch, sage ich. Im Möbelladen habe ich es zu einer Kunst erhoben, mich an meine Kunden zu erinnern, ich prägte mir alle

Namen ein und alle Waren, die sie kauften. War jemand einmal bei Möbel-Lunde gewesen, wollte ich ihn mit seinem Namen begrüßen, wenn er das nächste Mal durch die Tür trat: Guten Morgen, Herr Sivertsen, was macht der Wohnzimmertisch, steht er noch auf eigenen Beinen? Eine hervorragende Verkaufsstrategie, unbedingt, die Kunden hatten einen positiven Eindruck von mir und meinem Laden, es war auch eine Frage der Höflichkeit, aber nicht nur. Mich an die Namen meiner Kunden zu erinnern war für mich eine große Freude. Die Frau an der Rezeption schüttelt den Kopf und behauptet, in Zimmer 409 wohne ein Mr. Nicholson. Sind Sie Mr. Nicholson?, fragt sie. Mr. Nicholson?, frage ich. Ja, sind Sie das? Ja, ich bin Mr. Nicholson, sage ich. Sie bittet mich, einen Moment zu warten, dann verschwindet sie durch eine Schwingtür hinter dem Tresen. Ich bleibe stehen, sie kommt nicht zurück. Mir wird klar, dass es für mein Leben keinen Beweis mehr gibt. Der Laden ist geschlossen. Mein ältester Sohn hat mich vergessen. Mein jüngster Sohn ist von uns gegangen. Mein Enkelsohn ruft niemals an. Marny weiß nur noch selten, wer ich bin. So ist es. Ich bin ein kurzes Aufflackern. Ich bin Mr. Nicholson.

Ohne weiteres Aufhebens nehme ich den Koffer und gehe zu meinem Saab. Ich lasse den Motor an, betrachte Odda durch die Windschutzscheibe. Der Tag hat sich geöffnet, es schneit nach wie vor. Die Flocken sind schön, tausend Blüten auf der Scheibe. Fahren und

glucksen, die brausenden Federn ruhen lassen. Fahren und dem Schnee lauschen. Ich bin Mr. Nicholson, fabelhaft. Mr. Nicholson am Steuer. Wie leicht man ein anderer wird. Wie kann ein Mensch ein anderer werden? Wann habe ich es bei Marny begriffen? In New York. Endgültig. An diesen Tagen waren wir wieder eng beisammen, wie ein verliebtes Paar liefen wir durch die Avenuen, liefen durch die frühen Herbstabende. Die Dunkelheit wurde vom Anblick weißer Menschen erhellt, Licht fiel aus den Geschäften und den gelben Taxen, die Türen öffneten sich und spuckten Menschen aus, jedes Etablissement leistete seinen Beitrag. Tagsüber machten wir lange Spaziergänge durch den Central Park. Normalerweise ging Marny schneller als ich. Wenn wir daheim in Åsane spazieren gingen, kam sie immer vor mir an, als wäre ihre natürliche Gangart ein paar Stufen höher eingestellt als meine. Aufgrund ihrer Rastlosigkeit, ihrer Energie bewegte sie sich wie ein junger Hund beim Gassigehen. Durch den Central Park gingen wir jedoch im selben Tempo, sie etwas langsamer als üblich, ich etwas schneller. Es war perfekt. Bankpause?, konnte einer von uns vorschlagen, wenn unsere Füße müde wurden, dann setzten wir uns auf die erstbeste Bank. Dort sprachen wir über alles Mögliche, oder wir saßen schweigend nebeneinander. Marny war ein hervorragendes Reisehandbuch. Auf allen denkbaren Bänken in New York konnte ich in ihr nachschlagen, und sie gab mir Details über die 10th

Avenue oder ein Hochhaus, das triumphierend sein oberstes Stockwerk über die Bäume im Park erhob.

Als wir eines Abends ins Hotel zurückkehrten, ging Marny zur Rezeption, um nach etwas zu fragen. Ich weiß nicht mehr, worum es ging, aber es hatte mit unseren Pässen zu tun, und Marnys Englisch war besser als meins. Ich setzte mich in einen der tiefen Sessel in der Lobby und wartete. Nach einer Weile winkte Marny mich heran. Ich weiß nicht, womit ich gerechnet hatte, aber eins ist sicher, mit diesen Worten hatte ich nicht gerechnet: *Liebster, wie heißt du noch?* Marny sah mich entschuldigend an, ich verstand nicht, was sie meinte. Sie wiederholte ihre Frage. Sie lachte und sagte, plötzlich sei mein Name weg gewesen. Ich starrte Marny an, zu dem Zeitpunkt waren wir seit vierzig Jahren verheiratet. Harold M. Lunde, sagte ich, und sie ging wieder zum Portier, der etwas verwirrt hinter dem Tresen wartete. Harold M. Lunde hörte ich Marny sagen, dann buchstabierte sie meinen Namen. H-a-r-o-l-d-M-L-u-n-d-e. Nachts lag ich wach in unserer Suite und hörte das Rauschen der Autos auf der Madison Avenue. Ich lag auf dem Rücken, die Fußspitzen in der Luft, die Augen offen, ohne zu blinzeln, die ganze Nacht. Mein Kopf war ein einziges Durcheinander. Ich wühlte in den Jahren, die hinter uns lagen. Hatte ich Vorfälle übersehen? Gab es andere Anzeichen? War ich selbst im Begriff, gebrechlich zu werden?

Am nächsten Tag war es überraschend heiß, ein Sonntag mit 85 Grad Fahrenheit, eine Leuchttafel in der Lobby verriet die Temperatur. Ein Indian Summer flammte zwischen den Hochhäusern auf, und Marny wollte nach Coney Island fahren, um sich abzukühlen. Scharen von Menschen hatten dieselbe Idee, und obwohl ich unzählige Bankpausen vorschlug, fanden wir keine freie Bank, auf die wir uns hätten setzen können. Die Sonne blendete, es gab Sand und Meer, reizbare Touristen, Kinder, die in dem schmutzigen Wasser plantschten. Zum Schluss fanden wir eine Bank und blieben sitzen, während wir alle, die vorbeigingen, in Augenschein nahmen, eine Lawine menschlicher Körper. Marny sagte: Dir gefällt New York nur, weil du denkst, dass du all diesen Menschen, die du hier siehst, Möbel verkaufen könntest. Sie habe mich durchschaut, antwortete ich. Sie sagte, ich würde glücklich auf die Hochhäuser starren, weil ich mir vorstellte, dass jedes einzelne Zimmer da oben möbliert werden müsste. Ich sagte, es sei ganz richtig, bei einem solchen Markt wäre unser Laden zu retten gewesen. Marny sagte, sie würde mich jetzt kennen, sie kenne mich in- und auswendig. Aber sie kannte mich nicht gut genug, um mitzukriegen, dass ich große Angst hatte, wie ich dort saß. Ich legte den Arm um ihre Schulter, als wollte ich vermeiden, dass sie mir entglitt. Ich fragte nach dem Vorfall im Hotel, aber Marny lachte nur darüber. Ihr Kopf war einen Moment lang einfach leer gewesen. Das

war alles. Ich sollte dem nicht mehr Gewicht beimessen als nötig. Ein einmaliger Ausrutscher. Wie heiße ich?, fragte ich. Sie sah mich an. Wie heiße ich?, fragte ich noch einmal. *Harold irgendwas*, antwortete sie. Wir lachten. Zwei Jahre später las ich einen Bericht, den ein Student verfasst hatte, ich kann mich nicht an den vollständigen Titel erinnern, weiß aber noch, wie der Student Marny und mich genannt hat. Marny war *Casus 2*. Ich war *Ehemann 2* in einer Sprache, die für mich keinen Sinn ergab, so wie die Welt zu diesem Zeitpunkt für Marny keinen Sinn mehr ergab. In einem einfachen Test konnte sie zum Beispiel nicht zwischen einem Foto von mir und John F. Kennedy unterscheiden. Ich hätte es als Kompliment nehmen sollen, aber später im Test konnte sie John F. Kennedy und einen Zwergschimpansen nicht mehr auseinanderhalten.

Oh, Marny. Du verschwindest während meiner Fahrt, so wie meine Füße unter mir verschwinden. Meine Füße sind kilometerweit weg, irgendwo am Äquator. Meine Hände verwelken am Steuer, so wie der Sommer verwelkt. Über Haukeli fahren wir in einer Kolonne. Ich sehe die Rücklichter des Wagens vor mir, sonst nichts. Ich fahre gern in einer Kolonne, mag es, meinen Platz zu finden, langsam zu fahren, besonnen. In einer Kolonne sind alle voneinander abhängig, ich bin abhängig von dem Fahrer vor mir, so wie der Fahrer hinter mir abhängig ist von mir. Verlieren wir uns, werden wir rasch in Schnee gehüllt. Schnee von allen Seiten, Schnee, der in einem bitteren, blendenden Tanz durch die Luft wirbelt. Ich rutsche mit dem Saab über die schneebedeckten Ebenen. *Mister Åsane. Mister Åsane in Haukeli vermisst.* Als wir den Laden dichtmachen mussten, brachte die *Bergens Tidende* ein Porträt von mir, aufgenommen wenige Monate vor unserer New-York-Reise. Die Journalistin war blond und viel zu hübsch, um Journalistin zu sein. Ich hatte mir Journalisten immer als träge, schlampig gekleidete Männer vorgestellt, Menschen, die in etwa denselben Gebrauchswert hatten wie meine beiden Söhne. Hier kam nun ein hübsches blondes Frauenherz. Sie betonte, dass alles stimmen sollte, da ich wahrscheinlich zum ersten und letzten Mal in einer Zeitung porträtiert würde. Ich hätte ihr ausführlich darlegen können, was wahrscheinlich ist und was nicht,

ich hätte ihr beibringen können, dass die Freuden des Sommers rasch zu schwärzestem Mutterboden werden konnten, ich hätte ihr einen unglücklichen Himmel zeigen können, aber was verzeiht man nicht alles einer Blondine, die Begeisterung und gutes Wetter verheißt. In der Zeitung nannte sie mich *Mister Åsane* und schrieb, ich würde den Stadtteil wie meine Hosentasche kennen. Ich verstehe schon, dass das eine Metapher ist, aber sollten Journalisten von heute ihre Sprache nicht besser beherrschen, als solchen Seemannsjargon an den Tag zu legen?

Im Artikel selbst kam ich gut weg, ich kam rüber als der wankende Möbelhändler, zu stolz, um zusammenzubrechen, zu gut, um bis zu den Knien im Morast zu stecken. In den Tagen nach Erscheinen des Artikels kamen Leute in den Laden, sie riefen an und schickten Blumen, forderten mich auf durchzuhalten, ja, genau so drückten sie sich aus: *Halten Sie durch!*, sagten sie am anderen Ende der Leitung oder schrieben es auf die Begleitkarte zu den Blumen. Ich lächelte und nickte, dachte aber, sie tun so, als würde ich in aller Feigheit meinen Kopf aus einem Luftschutzbunker strecken. Möbel-Lunde war die ganze Zeit da gewesen, werktags von 9:00 bis 20:00 Uhr, samstags von 9:00 bis 16:00 Uhr geöffnet. Sie hätten uns unterstützen können, als es noch möglich war, den Laden zu retten. Als alles vorbei war, konnte ich nur noch den Hut von der Ablage nehmen und zusperren.

Ich sagte zu der Journalistin: IKEA ist eine Tanne. Ich sah, dass sie nicht mitschrieb, darum wiederholte ich es: IKEA ist eine Tanne. Noch immer notierte sie nichts. Ich sagte: IKEA nimmt der übrigen Vegetation das Licht. Ich sagte: IKEA saugt in mehreren Kilometern Umkreis die Nährstoffe aus dem Boden. Von meinen schwärzesten Momenten stand nichts zu lesen. Ich meinte, mich gefasst und sachlich ausgedrückt zu haben, die IKEA-Niederlassung in Åsane 1986 war der Anfang vom Ende für uns. Es war der erste blaue Fleck, anschließend ging die Wunde auf und entzündete sich. Ich durfte das Interview natürlich vorher lesen, die Sätze gingen zwischen uns hin und her wie eine Fähre auf dem Fjord. Vielleicht habe ich mit meinem Blackbird-Füller zu dick aufgetragen, denn jedes Mal, wenn die Fähre zurückkam, sah ich, dass meine Verzweiflung entfernt worden war, als wollte die Zeitung niemandem auf die Füße treten oder an jemandes Ast sägen. Nur ein einziger kümmerlicher Satz hatte überlebt: *IKEA hat mir die Fortführung meines Geschäfts unmöglich gemacht*. Ich hatte noch viele weitere Sätze parat, zählebige Sätze, die so lange im Morast gelegen hatten, dass sie einen fast unerträglichen Gestank verbreiteten, für die Zeitung wie für die Leser. Ich sagte zu der Journalistin: Der Arme will reich sein, der Reiche will König sein, und der Schrauben-König ist erst zufrieden, wenn ihm die ganze Welt gehört. Ich freute mich, als mir der

Ausdruck Schrauben-König einfiel. Ein schönes Wort, ein zufriedener Aufprall auf dem Boden, es war ein Wort, das sich von den anderen abhob, ein Wort, das schwankend auf der schmutzigen Matratze stand. Stehengeblieben war lediglich: *Es waren phantastische Jahre.*

Ich rief den Chefredakteur an und sagte, ich hätte mir umsonst den Mund fusselig geredet, in den Spalten wirke es, als hätte ich mich verdrückt. Der Chefredakteur war nett, sehnte sich vermutlich aber nach dem Moment, an dem er auflegen und sich zu seiner Tasse Kaffee und seinem guten Gewissen emporschwingen konnte. Ich hatte jahrelang einen Wetterumschwung befürchtet. Ich hatte es förmlich gespürt, wie ich dort am Schreibtisch saß. Möbel-Lunde war in Åsane ein Mittelpunkt gewesen, wir hatten Åsane mit unseren Schraubenziehern zusammengehalten. Ich hatte den Beruf mit den größten Erwartungen gewählt. Ich wollte zu einem Möbel-Lunde, einem neuen Möbel-Lunde in Åsane werden. Mein Vater hatte den Laden 1947 eröffnet, und ich wuchs in dieser Landschaft aus Wohnzimmertischen, Küchenstühlen und Ecksofas auf. Jeden Tag atmete ich den Geruch von Teppichen und Vitrinenschränken ein, lauschte dem Singsang der Kunden und der Kasse. Hier erlebte ich Augenblicke des Friedens und des Glücks. Ich fuhr durch Åsane, fuhr nach Arna und Knarvik, fuhr nach Radøy und

Mongstad. Genießen Sie den Tag, sagte ich zu den Kunden. Sie kamen in den Laden, weil sie wussten, dass dort immer ein Möbel-Lunde stand, sechs Tage in der Woche, 52 Wochen im Jahr. Wenn etwas nicht funktionierte, bekamen sie Hilfe. Hatten sie kein Geld, konnten sie anschreiben lassen. Mein Vater hatte nicht nur ein Möbelgeschäft eröffnet, sondern auch eine Bank. Er wusste, wer zahlen würde und bei wem er aufpassen musste. Es war ein fein austariertes System, das darauf basierte, dass jeder jeden kannte. Ich wurde Teil dieses Systems. An dem Tag, an dem mir klar wurde, dass die Kunden mich nicht mehr erkannten, war die Veränderung ein Fakt. Sie hatten keine Ahnung, dass ich *Möbel-Lunde* war. Es war natürlich auch früher schon vorgekommen, dass Kunden den Laden betraten, die ich nicht kannte, ein Mann kann nicht alle kennen, nicht einmal in Åsane, aber eines Tages begriff ich, dass sie nur Möbel haben wollten, nicht bei Möbel-Lunde einkaufen.

Wir sind jetzt in der Telemark, und man muss sagen, das norwegische Klima ist für einen Möbeldändler ideal. Der Winter treibt uns nach drinnen, hinein in Häuser und Zimmer. Die Norweger sind vermutlich das Volk, das sich am meisten nach innen orientiert, wir ziehen die Vorhänge zu und knipsen im Haus die Lampen an. Ich komme an Häusern vorbei, die garantiert poliert und renoviert sind, Zimmer, die fast aus sich heraus leuchten. Sie werden mit den Jahren